

## Altes Thema, neue Form: Eine Beziehung im Internet- bzw. E-Mail-Zeitalter als Fortsetzungsgeschichte

*Daniel Glattauer: Gut gegen Nordwind: Roman. Taschenbuchausg. 1. Aufl. – München: Goldmann, 2008. – 222 S. – (Goldmann; 46586). – ISBN 978-3-442-46586-6: 7, 95 EUR.*

*Daniel Glattauer: Gut gegen Nordwind: Roman. Gelesen von Andrea Sawatzki und Christian Berkel. Regie: Gabriele Kreis. – Hamburg: Hörbuch Hamburg, 2007. – 4 CDs (288 Min.). – ISBN 978-3-89903-415-8: 24,95 EUR.*

Briefromane findet man in der Literatur der vergangenen Jahrhunderte relativ häufig – die Befürchtung allerdings, dass im Zeitalter des Internet das Briefeschreiben und damit die dazugehörige Romanform verschwinden, ist durchaus begründet. Wem fällt bei diesem Stichwort nicht spontan der Film „E-Mail für dich“ mit Meg Ryan und Tom Hanks ein, die mal hoffnungsvoll, mal verzweifelt vor dem Bildschirm sitzend, Nachrichten tippen? Weitere Beispiele gefällig? Eher nein...

Oder doch? Von den Feuilletons der überregionalen Zeitungen weitgehend übersehen, stapelt sich in den Buchhandlungen in letzter Zeit ein Taschenbuch – bereits 2006 in einer gebundenen Ausgabe im Wiener Verlag Deuticke erschienen – mit dem merkwürdig klingenden Titel: „Gut gegen Nordwind“, das sich wohl inzwischen zu einem Bestseller entwickelt hat, und dessen Nachfolgebände nun auch sehr gefragt ist.

Nicht auf einer Single-Plattform im Internet und auch nicht in einem Chatroom kommt der Kontakt zustande: durch einen einfachen Tippfehler landet eine E-Mail von Emma (Emmi) Rothner, die ein Abonnement abbestellen will, im Briefkasten von Leo Leike. Das Versehen ist schnell aufgeklärt, aber einige Monate später führt eine Rund-E-Mail von Emmi zu Weihnachten zu einem Briefwechsel, der nicht mehr aufzuhalten ist.

Aus der an sich recht harmlosen, aber sprachlich formvollendeten Beschwerde über solche nichtssagenden, in Massen versandten Glückwünsche entspinnt sich ein Dialog zweier Personen, die unterschiedlicher nicht sein könnten: Leo Leike (Sprachwissenschaftler, Assistent an der Universität), ist meistens ruhig und distanziert, mit ausgefeilten Formulierungen, seinem Humor und der Selbstironie in den E-Mails nicht ganz

trauend, während Emmis Briefe lebendig und impulsiv sind, sprudelnd, voller Ironie, die oft ins Sarkastische, sogar Zynische kippt (als Gestalterin von Internetseiten – das ist vielleicht ein Klischee – muss sie schnell und unkonventionell mit dem Medium umgehen können). Das klingt dann so: „Liebe Emmi Rothner, wir kennen uns zwar fast noch weniger als überhaupt nicht. Ich danke Ihnen dennoch für Ihre herzliche und überaus originelle Massenmail! Sie müssen wissen: Ich liebe Massenmails an eine Masse, der ich nicht anhöre. Mfg, Leo Leike.“ Und Emmi: „Verzeihen Sie die schriftliche Belästigung, Herr Mfg Leike. [...] Wenn Ihnen eine originellere Formulierung einfällt, jemandem ‚Frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr‘ zu wünschen, als ‚Frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr‘, dann teilen Sie mir diese gern mit. Bis dahin: Frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr. E. Rothner.“

Die beiden kabbeln sich ein bisschen, freuen sich auf die sprachlichen Spielereien in den Nachrichten des jeweils anderen und schon nach kurzer Zeit sind sie sehr vertraut miteinander, ohne viel voneinander zu wissen. Mit Informationen aus dem wirklichen Leben gehen sie zunächst sparsam um, nicht zuletzt, weil Emmi „glücklich verheiratet“ ist. Ihr Mann hat seine erste Ehefrau bei einem Autounfall verloren, Emmi hat ihm und seinen beiden Kindern wieder Lebensmut gegeben und organisiert den Familienalltag recht erfolgreich. Leo wiederum hat keine glückliche Hand in Liebesdingen, er schafft es nicht, eine unglückliche Beziehung endgültig zu beenden, ist immer wieder zu neuen, aber aussichtslosen Anläufen bereit.

Schnell merken die beiden, wie wichtig ihnen die E-Mails werden, wie sehnsüchtig sie auf Nachrichten vom jeweils anderen warten: Mal sind es knappe Mitteilungen, die im Minutentakt hin und her fliegen, mal sind es lange Schreiben, die dem anderen unter die Haut gehen. Sie werden süchtig nach den E-Mails, können bald nicht mehr ohne diesen Dialog sein: „Lieber Leo, wenn Sie mir drei Tage nicht schreiben, empfinde ich zweierlei: 1.) Es wundert mich. 2.) Es fehlt mir etwas. Beides ist nicht angenehm. Tun Sie was dagegen! Emmi“ Und dabei entsteht ganz unvermeidlich ein Traumbild vom jeweils anderen, das ihnen lieb und teuer wird: eine „Liebesuto-

pie, aus Buchstaben gebaut“. Was tut man nun gegen diese Sehnsucht: Sie in der Realität einlösen, auf die Gefahr hin, eine riesige Enttäuschung zu erleben? Dann doch lieber weiter die schriftliche Ebene beibehalten. Oder vielleicht doch nicht? „Wie meistert man die Unmittelbarkeit der Begegnung, wenn man sie nie trainiert hat? Wie hätten wir uns angesehen? Was hätten wir in dem anderen plötzlich gesehen? Wie würden wir einander heute schreiben? Würden wir einander noch schreiben? Emmi, ich habe einfach Angst, meine ‚zweite Stimme‘ zu verlieren, die Stimme Emmi. Ich will sie behalten. Ich will behutsam mit ihr umgehen. Sie ist unentbehrlich für mich geworden. Ihr Leo.“

Und warum schreiben sie einander – reicht der reale Partner nicht mehr aus, fehlt etwas in der Beziehung, wo beginnt der Verrat, der Betrug an ihm? „Lieber Leo, bitte versetzen Sie sich in meine Lage. Ich habe, das möchte ich Ihnen gestehen, schon lange mit niemandem so heftige Gefühle ausgetauscht wie mit Ihnen. Ich bin selbst am meisten darüber verwundert, dass das auf diese Weise möglich ist. Ich kann in meinen E-Mails an Sie so sehr die echte Emmi sein wie sonst nie. Im ‚wirklichen Leben‘ muss man, wenn es gelingen soll, wenn man den langen Atem haben will, ständig Kompromisse mit seiner eigenen Emotionalität eingehen: DA darf ich nicht überreagieren! DAS muss ich akzeptieren! [...] Bei Ihnen, lieber Leo, scheue ich mich nicht, so spontan zu sein, wie ich im Innersten bin. Ich überlege nicht, was ich Ihnen zumuten kann und was nicht. [...] Aber Ihre Ausdauer, an mir dran zu bleiben, zeigt mir, dass ich so sein darf, wie ich bin.“ Dann Leo: „So, Emmi. [...] Ich denke gar nicht daran, meine Zelte unter ihrer Hirnrinde freiwillig abzubauen. Ich möchte, dass wir uns weiter schreiben.“

Es ist ein Dilemma, das den Leser mitreißt, gerade durch die realistisch gezeichneten Charaktere der beiden, mit ihren liebenswerten Eigenschaften, aber auch den offen zutage tretenden Schwächen wie Eifersucht, Kontrollversuchen, kleinen Gemeinheiten, die umso verletzender wirken, weil für die Kommunikation nur die schriftliche Ebene zur Verfügung steht. Wortreich und ausgefeilt müssen die entstandenen Missverständnisse und Ärgernisse dann wieder aus dem Weg geräumt werden.

Wie ein roter Faden zieht sich ein konstantes Thema durch die E-Mails: Den Anderen sehen zu wollen, um dem Hirngespinnst ein Ende zu setzen, doch ist die Angst vor der Ernüchterung zu groß. Dabei variieren die E-Mails im Ton – tagsüber zurückhaltend und spielerisch neckend; seltener, nächtens bei einer Flasche Rotwein auf der einen und einem Whisky auf der anderen Seite, wird

der Sehnsucht und der Phantasie mehr Raum gegeben, diese auch zu Papier gebracht, Verzeihung, ins Laptop getippt.

Der erste Versuch eines Treffens ist spannend: Sie halten sich, ohne aufeinander zuzugehen, zwei Stunden lang in einem sehr belebten Messécafé in der Wiener Innenstadt auf, um später dann – natürlich per E-Mail – zu beschreiben, wer der jeweils andere gewesen sein könnte. Ein spannungsreiches Versteckspiel, das sich in den E-Mails der folgenden Tage fortsetzt, denn wirklich zu erkennen geben wollen sie sich nicht – mehr sei hier nicht verraten.

Von Anfang an baut der Autor gekonnt die Spannung auf, sie wird getragen allein vom Dialog der beiden Schreibenden, seine Regieanweisungen sind reduziert auf die Zeitangaben zwischen den E-Mails, Sekunden oder Minuten meist, manchmal auch mehrere Tage. Und er belässt es beim Medium E-Mail – keine Telefonate, keine SMS, keinerlei Besuche auf bekannten Plattformen wie Facebook, Lokalisten, etc.

*„Am nächsten Abend*

Kein Betreff

Guten Abend, Emmi. Heute haben Sie darauf gewartet, dass ich als Erster schreibe, stimmt's?

*Fünf Minuten später*

RE:

Leo, ich warte fast immer darauf, dass Sie als Erster schreiben, aber meistens vergeblich. Diesmal habe ich durchgehalten. Geht's Ihnen gut?“ usw.

Da sind die beiden Mittdreißiger typische Vertreter ihrer Generation, die vielleicht zu E-Mail-Junkies werden, aber die anderen Kommunikationskanäle noch nicht so exzessiv nutzen. Damit kann sich die Mehrheit der Leser, pardon, der Leserinnen gut identifizieren.

An dieser Stelle sei angemerkt: Es handelt sich zweifelsohne um sogenannte Frauenliteratur. So ausschließlich als Liebesgeschichte, wie dieser Roman daherkommt, würde ein Mann das Buch bereits nach der Lektüre des Klappentextes aus der Hand legen. Es wäre aber schade drum: Denn es ist ein sehr schönes und ausgesprochen unterhaltsames Stück Literatur.

Ein Tipp vorweg: Sichern Sie sich einen ruhigen Leseabend, sie werden auf Störungen aus Ihrer Umgebung unwillig reagieren, und erst wieder aufblicken, wenn Sie die gut zweihundert Seiten zu Ende gelesen haben.

Oder aber Sie wählen die zweite Variante und lassen sich den Briefwechsel vorlesen: und zwar von dem Schauspieler-Ehepaar Andrea Sawatzki und Christian Berkel. Genau die richtigen Stim-

men. Sie: aufgekratzt, lebendig, fordernd, den Dialog am Laufen haltend, warmherzig, mit und ohne Whisky-Timbre (ja, sie ist es, die diesem Getränk zuspricht). Er: ein warmer Bass, zurückhaltend am Tage, mit viel Vorsicht vor den eigenen Gefühlen, die nur bei Rotwein des Nachts ausbrechen und gezeigt werden dürfen. Beim Hörbuch kann man den Genuss auf beinahe fünf Stunden ausdehnen, selber durchgelesen hat man es in der Hälfte der Zeit.

*Daniel Glattauer: Alle sieben Wellen: Roman. – Wien: Deuticke, 2009. – 219 S. – ISBN 978-3-552-06093-7: 17,90 EUR.*

*Daniel Glattauer: Alle sieben Wellen: Roman. Gelesen von Andrea Sawatzki und Christian Berkel. Hamburg: Hörbuch Hamburg, 2009. – ISBN 978-3-89903-648-0: 24,95 EUR.*

Und wie geht es weiter? Nachdem man wahlweise über den Gag des Autors gestaunt oder sich über das überraschende Ende geärgert hat, spinnt man erst einmal selbst weiter...

Daniel Glattauer wurde, so ist allenthalben zu hören, in zahlreichen E-Mails und Briefen bedrängt, entgegen seiner erklärten Absicht, doch unbedingt eine Fortsetzung seines Romans Nordwind zu schreiben, denn ein solches Ende hätten die beiden Liebenden nun doch nicht verdient.

Leo Leike hat sich eine Auszeit verordnet, hat das Angebot einer Universität in Boston angenommen und seinen E-Mail-Account auf Eis gelegt. So kann Emmi ein paar Monate lang mit dem automatischen Systemmanager eine höchst amüsante, aber einseitige Konversation führen, der ihr jedes Mal die gleiche Antwort gibt, der von ihr gewählte Adressat sei leider nicht mehr verfügbar – ein guter Einfall für den Anfang.

Nach einem knappen Jahr kommt Leo zurück, aber nicht alleine, er hat eine Freundin mitgebracht: „Pamela liebt mich“, was Emmi nach ersten vorsichtigen E-Mails natürlich so nicht hinnehmen kann und diese Beziehung zu „Päm“ ständig infrage stellt. Zu Recht vielleicht, weil Leo und Emmi doch nicht voneinander loskommen können oder wollen?

Es folgen weitere Verwicklungen, einige reale Treffen (!), die umso neugieriger machen und die Phantasie beflügeln, desto weniger sich Emmi und Leo darüber in den E-Mails danach austauschen und sich in Andeutungen ergehen.

Das alte Thema ihrer gegenseitigen Faszination und der Macht dieser Gefühle im Alltag wird dafür ausführlich variiert vor jedem weiteren Treffen, das sie doch – wider alle Vernunft – planen. Sieben Treffen für sieben Wellen... (Jede siebte Welle ist höher als alle anderen – dieser Topos ist eine Anleihe bei Henri Charrière aus „Papillon“, dem mithilfe der siebten, größeren Welle der Ausbruch von der Teufelsinsel gelingt.)

Das alles hält die Spannung aufrecht, auch wenn sie den Leser nicht mehr ganz so packen kann, wie im ersten Band. Leo darf, obwohl er doch sein Innenleben in einen „Gefühlsschrank“ eingeschlossen hat, noch ein paar schöne E-Mails schreiben, wie sie vielleicht nur eine Romanfigur, nicht aber ein Mann im wirklichen Leben schreibt: „Du bist mir niemals lästig. Das weißt du. Ich müsste mir sonst selbst lästig sein, denn du bist ein Teil von mir. Ich trage dich immer mit mir herum, quer durch alle Kontinente und Gefühlslandschaften, als Wunschvorstellung, als Illusion des Vollkommenen, als höchsten Liebesbegriff.“ Und an anderer Stelle: „Ich habe soviel von Dir in mir. Ich habe das immer als Bereicherung empfunden. Jeder Emmi-Sinneseindruck ist eine Gutschrift.“

Fast schon wie Floskeln hört sich dann so was an: „Gerade weil du mir so viel bedeutest, bedeutet es mir viel, dass auch ich dir möglichst viel bedeute“, schreibt Leo und weiter: „Wüsstest du, wie viel du mir bedeutest, dann könntest du verstehen, warum ich meine Bedeutung für dich nicht verlieren will.“ Und Emmi postwendend: „Das hat noch niemand zu mir gesagt.“

Aber nun will man es endlich wissen: Kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht?

*Birgit Fernengel –  
(Die Neue Sammlung München, Bibliothek)*